Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage
zur
Deutschen Rundschau

Nr. 243. Bromberg, den 26. November 1927.

Der Wettlauf zur Grenze

Roman von **Otto Schwerin.**

(11. Fortsetzung.

Jellinek wankte auf einen Stuhl und fiel schwer hinein. Reingefallen! Natürlich er, der Anfänger! Andere Leute haben mehr Glück. Aber auch Paschkin war verhaftet?! Seine Luftschlösser hatten sich in Rauch und Dunst aufgelöst. Er erhob sich schwerfällig und drückte auf die Klinke. Verschlossen! In wenigen Minuten war er verhaftet, auf dem Wege zum Untersuchungsgefängnis. Pfui Teufel! Solch ein Pech! Er eilte ans Fenster.

Das Zimmer lag im ersten Stock und ging auf die belebte Straße hinaus. Flucht schien ausgeschlossen. Aber durch die Türe? Er horchte. Nichts! Der Hotelgang lag in beschaulicher Ruhe. Jellinek griff nach seinem Schlüsselbund und probierte mit fieberhaft zitternden Händen zwei, drei, vier Schlüssel; sie paßten nicht. Plötzlich, beinahe hätte er einen Jubelschrei ausgestoßen, der fünfte Schlüssel griff. Die Tür war offen.

Er sah durch den Spalt auf den Hotelgang hinaus. Keine Menschenseele war zu erblicken. Mit schlotternden Knien wankte Jellinek hinaus. Wenn Dr. Lutz noch eine halbe Minute zögerte, war er in Freiheit.

Er erreichte eine Treppe, nicht die Haupttreppe, die in das Vestibül führte, und eilte die Stufen hinab. Im Hof atmete er tief die frische Winterluft ein, dann ging er langsam und äußerlich ruhig, aber im Innern vor wahnsinniger Erregung fiebernd, durch den Hinterausgang des Hotels ins Freie.

Dr. Lutz war inzwischen auf die Straße hinausgetreten und hatte sich, wie suchend, umgeblickt. Da er es auf einen Polizisten abgesehen hatte, aber keinen Uniformierten in der Nähe finden konnte, eilte er die Straße hinab und traf in einer Nebenstraße Vjera Paschkin, die dort anscheinend auf ihn gewartet hatte, denn sie hängte sich sofort bei ihm unter und bestieg mit ihm ein wartendes Auto.

Dort fiel Lutz in die Kissen und brach in ein dröhnendes Lachen aus.

„Gelungen Vjera!" jubelte er. „Der Tölpel ging in die Falle, es war ein wirkliches Vergnügen."

Auch Vjera lachte.

„Du bist doch ein fabelhafter Kerl, Sergius. Genial war der Streich, glänzend der Gedanke, Dr. Lutz zu mimen. Ausgerechnet Dr. Lutz, der in München sitzt und sich zu Tode ärgert, wenn er morgen unseren neuesten Coup in den Zeitungen liest."

Die Frau schlenkerte vor Freude mit den Beinen wie ein kleines Mädchen.

„Hast du die Dokumente?" fragte sie ihren Mann, der inzwischen die Zwinge des Malakkarohrs abgeschraubt hatte und den Inhalt, mehrere Bogen engbeschriebene Papiere und Zeichnungen prüfte.

„Es ist alles da", erwiderte Paschkin mit einem Seufzer der Befreiung. „Die 50 000 Mark, um die der Idiot von Jellinek geprellt worden ist, waren leicht verdient, und daß gerade unser guter Freund Lutz zu dem Schwindel herhalten mußte, macht mir unbändigen Spaß."

„Wollen wir direkt nach dem Bahnhof fahren?" fragte Vjera und küßte ihren Mann zärtlich auf die Wange.

Paschkin überlegte. „Die Bahnhöfe sind zu gefährlich!" überlegte er. „Ich möchte mich dort nicht früher blicken lassen, als unumgänglich notwendig. Laß uns hinaus nach Charlottenburg fahren, dort essen wir zu Mittag, besuchen vielleicht einen Kientop und rutschen um halb acht Uhr nach dem Bahnhof Friedrichstraße, um Onegin abzuholen."

„Gemacht!" sagte Vjera und drückte auf den Gummiball an der Wagendecke, um den Chauffeur entsprechend zu bescheiden.

16. Kapitel.

Dort drüben steht schon Onegin mit seiner Tolstoimähne" sagte Paschkin und lachte in sich hinein. „Der dumme Kerl erkennt mich in meiner Verkleidung nicht."

Das Paar ging mit langsamen Schritten auf den Wartenden zu, der vor einem Wagen zweiter Klasse des nach Königsberg bestimmten Schnellzugs stand.

Als Paschkin vor Onegin in übertrieben höflicher Weise den Hut zog, fuhr der Russe erschrocken zurück, erkannte aber dann Vjera und machte ein reichlich dummes Gesicht.

Das Gaunerpaar brach in ein herzliches Lachen aus.

„Ich muß doch ein fabelhafter Mimiker sein, Ilja Bogdanowitsch", sagte Paschkin leise. „Kommen Sie vom Bahnsteig weg. Ich erkläre Ihnen alles im Zug."

Die drei bestiegen ein leeres Abteil und richteten sich für die Nachtfahrt ein.

Als der Schnellzug Berlin in der Richtung nach Küstrin-Landsberg verlassen hatte, begann Paschkin zu erzählen.

Er schilderte das überraschte Gesicht des übertölpelten Jellinek, kopierte seine stotternde österreichisch gefärbte Sprache, und amüsierte sich weidlich auf Kosten des dummen Kerls, der, um den Lohn seiner Arbeit geprellt, noch auf seine Verhaftung wartete, die zwar vielleicht inzwischen erfolgt war, aber bestimmt nicht von Dr. Lutz. Dieser schärfste Gegner Paschkins hatte von dem ganzen Schwindel natürlich nicht die geringste Ahnung.

Ilja Bogdanowitsch hielt sich den Bauch vor Lachen. Er lachte über den Reinfall Jellineks, wieherte vor Freude über die Düpierung des bekannten Kriminalisten und versprach sich einen ganz besonderen Ulk von einer glänzenden Idee, nämlich die deutschen Zeitungen mit einem wahrheitsgemäßen Bericht des großangelegten Schwindels zu versorgen, sobald sie alle heil und gesund über die polnische Grenze — und damit in Sicherheit waren. — — —

In Küstrin wurde die Einsamkeit der drei Reisenden durch einen Neuankömmling gestört, durch einen hünenhaften Mann in hohen Schaftstiefeln, dem Typus des ostpreußischen Landjunkers, wie er als ständiges Ulkbild in den Witzblättern wiederkehrt.

Der Zuwachs wurde zuerst mit unverhohlenem Ärger quittiert. Der Ostpreuße entpuppte sich aber bald als sehr umgänglicher Gesellschafter, der bis hinter Landsberg, ohne auf die Anwesenheit einer Frau irgendwelche Rücksicht zu nehmen, die saftigsten Witze erzählte, und eine Flasche starken Doppelkorn zur allgemeinen Benutzung auf den kleinen Coupétisch stellte. — — — Spät in der Nacht hielt der Zug auf dem Bahnhof in Kreuz, wo der Ostpreuße den Zug verließ.

Die drei Insassen hatten sich zum Schlafen niedergelegt, und döften vor sich hin. Als der Zug Schönlanke passiert hatte, weckte Onegin seine beiden Begleiter.

„Fertigmachen!" sagte er. „In zwanzig Minuten haben wir in Schneidemühl die Grenze erreicht, auf der

anderen Seite liegt Polen. Sind die Papiere im Stock gut verwahrt?"

„Ja", antwortete Paschkin gähnend. „Wir lassen sie am besten in ihrem Versteck, es ist gar nicht nötig, daß die polnischen Zollbeamten neugierig gemacht werden."

„Der Meinung bin ich auch", erwiderte Onegin. „Liegt der Stock noch sicher im Gepäcknetz?"

„Natürlich", sagte Paschkin und griff nach seinem Malakkarohr.

„Sehen Sie doch mal nach, ob die Papiere noch vorhanden sind!" empfahl Onegin.

Paschkin sah ihn groß an.

„Warum sollten sie nicht mehr da sein?" erwiderte Paschkin, griff aber doch nach der Zwinge des Stocks und versuchte den Verschluß abzuschrauben.

„Donnerwetter!" fluchte er leise. „Das Ding geht nicht auf."

Mißtrauisch und ein wenig erschrocken richtete sich Vjera jetzt auf ihrem Lager von Decken auf, und strich das zerzauste Haar aus der Stirne. Paschkin probierte erfolglos weiter, aber die Zwinge hielt fest, wie Eisen.

Vjera nahm ihrem Gatten das Malakkarohr aus der Hand und blickte scharf zu Onegin hinüber. Jeder Blutstropfen schien aus ihrem Gesicht gewichen.

„Wir sind wieder mal geleimt worden, Sergius," sagte sie mit unheimlicher Ruhe. „Das ist nicht unser Stock!"

Mit einem wütenden, gemeinen Fluch riß ihr Paschkin das Rohr aus der Hand.

„Das — — das — — kann — — aber doch gar nicht — — sein —!" stammelte er.

„Doch," sagte Onegin. „Ihre Frau hat schon recht. Der famose ostelbische Junker hat beim Aussteigen in Kreuz die beiden Stöcke vertauscht."

Paschkin starrte den Sprecher mit flackernden Augen an.

„Das — — — wissen — — — das — — wußten Sie — —?"

„Ja, ich wußte es, Sergius Ferdinandowitsch."

„Unmöglich!" lachte Paschkin auf. „Lächerlich — —! Sie scherzen!! — — Bitte sagen Sie — — Ilja Bogdanowitsch, daß Sie sich nur einen dummen Scherz mit mir erlaubt haben."

„Ich war noch nie so ernst gestimmt, als im gegenwärtigen Augenblick", erwiderte Onegin und erhob sich. Dann schwoll seine Stimme an.

„Sie sind wieder einmal reingefallen, Herr Paschkin," sagte er scharf. „Sie glaubten mich zu betrügen und wurden — — — selbst betrogen. Der Landjunker vertauschte nämlich den Stock nach einem von mir wohlerwogenen Plane. Es war niemand anderes als der Kommissar Hiller von der Berliner Kriminalpolizei."

Paschkin fuhr wie von einer Schlange gebissen zurück. Er streckte wie in der Abwehr vor etwas Grauenhaftem, Unfaßbarem beide Hände aus und schrie:

„Herr — — —! Wer sind Sie — —?! Sie sind nicht Onegin?"

„Sie haben recht", erwiderte der andere und griff nach seinem Hinterkopf. Ein Ruck — und die Perücke à la Tolstoi lag am Boden. Zwei weitere Griffe rissen den schwarzen Vollbart herunter und ein lächelndes, jugendliches Gesicht kam zum Vorschein.

„Ich erlaubte mir, den wirklichen Herrn Onegin vor Ihrer Ankunft auf dem Bahnhof Friedrichstraße verhaften zu lassen, Herr Paschkin, und — — trat in einer fremden Maske, genau wie Sie, Herr Paschkin, an die Stelle eines anderen. Ich bin, wie Sie ja inzwischen selbst festgestellt haben werden — Dr. Lutz!"

Der Zug hatte sein Tempo verlangsamt, er ratterte über die Weichen. Die Kupeetüre wurde aufgerissen und zwei Männer traten ein. In den Händen hielten sie Handschellen aus festem Nickeldraht.

„Bitte, meine Herren," sagte Dr. Lutz höflich. „Verhaften Sie jetzt das Ehepaar Paschkin, und lassen Sie die beiden unter schwerster Beobachtung nach Berlin zurückbringen. Ich fahre mit dem Kurierzuge einstweilen voraus."

In diesem Augenblick legten sich die Bremsen knirschend auf die Wagenräder. Der D-Zug hielt auf dem Bahnhof Schneidemühl, der deutschen Grenzstation gegen Polen.

Einige tausend Meter hinter dem Bahnhof stand der weißrot bemalte Grenzpfahl mit dem polnischen weißen Adler.

17. Kapitel.

Als Lutz die Bahnsteigsperre durchschritt, um sich am Schalter eine Rückfahrkarte nach Berlin zu lösen, trat ein junger, gutgekleideter Herr auf ihn zu, und zog den Hut zu höflichem Gruß.

„Herr Rittmeister Orghidan —!" rief Lutz erstaunt aus. „Was tun Sie hier — —?!"

Der Rumäne lächelte verbindlich. „Ich bin Ihnen von Berlin aus nachgefahren," sagte er, „und habe mit eigenen Augen feststellen können, daß Vjera und Sergius Paschkin vor einigen Minuten verhaftet wurden. Ich darf Ihnen als erster zu diesem neuen Erfolg Ihrer Tüchtigkeit gratulieren, und will meinen Dank in Gestalt eines Schecks in Höhe von 5000 Reichsmark sofort aussprechen."

Lutz schüttelte den Kopf.

„Sie irren, Herr Rittmeister," sagte er. „Sie schulden mir keinen irgendwie gearteten Dank."

„Pardon!" fiel ihm Orghidan in die Rede. „Da ich Sie in München beauftragte, Paschkin auch in meinen Interessen zu verfolgen und dingfest zu machen, und da Sie Ihre Aufgabe in geradezu hervorragender Weise zu Ende führten, fühle ich mich zur Einlösung meines Versprechens, das heißt, zur Auszahlung des Ihnen zugedachten Honorars eo ipso verpflichtet."

Lutz sah Orghidan lächelnd von der Seite an.

„Ich wiederhole Ihnen," sagte er, „daß ich einen Auftrag von Ihnen weder angenommen, noch erfüllt habe, aber wenn Sie unbedingt darauf bestehen, mir ein Honorar auszuzahlen, — so habe ich keine Veranlassung, Sie daran zu hindern."

„Das erste vernünftige Wort, Herr Doktor, das ich von Ihnen höre," erwiderte Orghidan. „Wann reisen Sie nach Berlin zurück?"

Lutz warf einen Blick auf die elektrisch beleuchtete Bahnhofsuhr.

„Um vier Uhr!" antwortete er. „Ich habe noch drei Stunden Zeit."

„Und wo gedenken Sie die Wartezeit zu verbringen?"

„Im Bahnhofswartesaal. Es dürfte jetzt mitten in der Nacht keine andere Wartegelegenheit geben."

Die beiden Männer standen allein in der nur schwach beleuchteten Vorhalle des Grenzbahnhofs Schneidemühl.

„Darf ich Ihnen einen Vorschlag machen, Herr Doktor," sagte Orghidan höflich, und ohne eine Antwort abzuwarten, fuhr er, als wolle er jede Absage ablehnen, schnell fort: „Ich habe meinen Kraftwagen draußen stehen. Wir fahren in die Stadt hinein. Trommeln den Wirt des Hotels zum Römischen Kaiser heraus, und besprechen bei einem Glas Bordeaux unser weiteres Geschäft."

(Schluß folgt.)

Abschied.

Ein Zeitbild von **Rudolf Presber.**

Es sollte der Abschied für immer sein. Es war kein schöner Platz, um ihn zu feiern oder ihn zu betrauern, sondern der Wartesaal im Bahnhof Zoo.

Aber was sollten sie machen? Eduards Zug ging am zwei Uhr in der Nacht. Der verhaßte Zug, der den Entsagenden zurück nach Halberstadt entführen sollte. In den langweiligen Bürodienst, in dem es keinen Aufstieg gab. In das freudlose Junggesellenstübchen, wo es immer nach dem Gemüse der Frau Priemel roch, die sich vorzugsweise vegetarisch ernährte. Emmy aber hatte der Tante gesagt, sie sei von Schrötters eingeladen, mit in die „Revue" zu gehen und nachher zu Abend zu essen. So ausschweifend lebten Schrötters einmal im Vierteljahr, wenn ihnen ihr Untermieter Freikarten für das Theater gab, wo er sich als Chorsänger betätigte.

Eduard und Emmy hatten geglaubt, sie könnten noch Hand in Hand durch den Tiergarten gehen. Bis die Abschiedsstunde schlüge mit dem letzten Kuß und den letzten Bekenntnissen und dem unsinnig winkenden Tüchlein. Aber nun ging draußen ein Unwetter nieder. So setzten sie sich in den Wartesaal, dicht aneinander geschmiegt, ein krampfhaftes Lächeln auf den blassen Gesichtern, und sagten nichts.

Das Unwetter fegte gar seltsames Volk in diesen muffigen, spärlich erleuchteten Wartesaal, der nach schlechtem Tabak und gutem Käse, nach nassen Kleidern und schwitzenden Menschen roch. Die Kellner schlichen unlustig zwischen den Tischen umher und betrachteten mißtrauisch die Reisenden. Sie kannten die Burschen mit den umgeschlagenen wollenen Halstüchern, die sich da, die Hände in den Hosentaschen, durchnäßt und unwirsch herein drängelten. Sie kannten auch die Jünglinge von protziger Talmi-Eleganz, die im Gedränge der Abfahrt an den D-Zügen geschäftig hin- und herlaufen, von niemandem Abschied nehmen und auch selber nicht abreisen. Und die Mädchen mit den kühn gebrannten Bubiköpfen und dem Purpurrot auf den wulstigen Lippen waren ihnen auch bekannt.

„Ob die alle nach Halberstadt fahren?" fragte Emmy ängstlich. Es war nicht zu verkennen, daß sie besorgt war, die üblen Burschen könnten dasselbe Ziel haben wie ihr Eduard. Auch befürchtete sie, daß einige der schauerlichen Damen, die so laut schwatzten und so stark nach billigen

Wohlgerüchen dufteten, den Vereinsamten umschmeicheln könnten.

„Ich glaube kaum", sagte Eduard, der in Halberstadt noch keine dieser wenig erfreulichen Erscheinungen erblickt hatte.

Dann schwiegen sie beide wieder und hielten sich fest bei der Hand.

Nach einer Weile flüsterte Eduard, eine Träne bemerkend, die an Emmys Nase entlang lief: „Du weinst, Emmychen —?

„Nein", schluchzte sie, „ich bin stark. Aber, daß es weiter nichts als das schmutzige Geld ist, das uns — —"

„Ja," nickte Eduard düster, „wenn wir einen lumpigen Tausendmarkschein hätten — oder noch besser zwei, — dann könnten wir es wagen. Mein Gehalt reichte dann schon und —"

„Und ein bißchen könnte ich ja auch noch mit meinen Handarbeiten verdienen — oder vielleicht wieder in ein Juweliergeschäft als Verkäuferin gehen. Ich hab's doch gelernt. Die ewig kranke Tante nehmen wir dann zu uns . . ."

„Aber so —! Gerade für die zwei Abschiedstage hat's noch gereicht. Und jetzt hocke ich wieder auf meinem wackligen Büroschemel und schreibe hoffnungslos Zahlen. Für andre. Und du — du stickst bei der schrecklichen Tante —"

„Nicht schelten, Eduard, — sie hat doch die Zuckerkrankheit."

Emmy hätte vielleicht von der Tante noch mehr erwähnt, was zu ihren Gunsten sprach. Aber da kam plötzlich Leben in den Wartesaal und seine zum größten Teil üble Gesellschaft. Ein junger Bursche ohne Kragen und Vorderzähne hatte zischend und wispernd erst einer Gruppe von strohblonden Damen, dann einigen Jünglingen eine überraschende Mitteilung gemacht. Ein paar der Männer eilten sofort nach den Fenstern. Aber als sie sie aufrissen, tauchten draußen seltsame Schatten auf. Tschakos! . . . Mit einem wüsten Lachen traten die Burschen zurück. Einer warf sein Schnapsglas gegen das Fensterkreuz, daß es zerschellte.

Rasch, geräuschlos, wie ein unhörbarer Strom, waren vom Flur her viele Männer durch die weit geöffnete Saaltür hereingeflutet. Alle im graugrünen Mantel, alle mit Tschakos auf dem Kopf, alle eine Pistole in der Hand. „Schupo! Schupo!" ging das Geraune durch die sich wie eine scheue Herde zusammenballende Versammlung. Grollend, höhnisch, wütend, ängstlich, hysterisch — in allen Tonarten, deren menschliche Stimmen fähig sind: „Schupo — Schupo!"

Nur Eduard und Emmy schauten mit großen, aber furchtlosen Augen auf das höchst seltsame Begebnis.

„Was wollen alle die Leute?" fragte Emmy leise, mehr neugierig als geängstigt.

Die Antwort kam nicht von Eduard, sondern von einem Offizier. Der war vor die Mannschaften getreten und äußerte — durchaus nicht zu Emmy allein, sondern zu allen Anwesenden — mit herrischer, harter Stimme: „Die Ausweise, bitte! Die Papiere!" Und schon hatten einige der Überraschten mürrisch raunend, tückisch schielend, fettigen, unansehnlichen Brieftaschen eingerissene Umschläge entnommen. Abgegriffene Papiere wurden sichtbar. Einige der Burschen ließ man bald darauf durch die Kette der Beamten hinaus. Andere hielt man in einer Ecke zurück, ohne der groben Worte zu achten, die von den Lümmeln oder auch von den dazu gehörigen „Damen" den Beamten gewidmet wurden.

„Die Ausweise, bitte! Die Papiere!" Diesmal hatte es ein Schupo direkt zu Eduard und Emmy gesagt. Diese lächelten ihn zuvorkommend an, während Eduard in seine Brusttasche griff und sagte: „Hier," und Emmy ihr Täschchen ergreifen wollte und äußerte „Sofort."

Aber beides erfüllte sich nicht. Weder das „Hier" noch das „Sofort". Eduards Brieftasche war weg und Emmys Täschchen, das neben dem Semmelkorb gelegen hatte, ebenfalls. Sie sagten das, sehr bestürzt, dem ungläubig lächelnden Schupo.

„Das ist möglich," sagte er und musterte die beiden nicht ohne Wohlwollen, denn er kannte diese Liebesleute und deren Zuflucht in den Wartesaal bei Nacht. „Aber — es ist auch nicht möglich."

Nach diesem Bescheid ersuchte ein Wink seines weißen Handschuhs die Bestürzten, ihm zu folgen.

Die anderen, denen ebenfalls die Belege ihrer bürgerlichen Wohlanständigkeit fehlten, wurden gerade hinausgeführt. Diesen schloß man sich an. Draußen wartete ein Lastauto. Breit, naß, ungedeckt. Über eine kleine glitschige Leiter bestieg man das unschöne Fahrzeug. Die Zahl der zunächst Festgenommenen betrug wohl zwanzig. Darunter die übelsten der strohblonden Damen, die einen höhnischen Gesang anzustimmen versuchten. Die meisten Männer schimpften in gemeinen Ausdrücken. Andere versuchten, sich zur Wehr zu setzen. Vergebens. Man überwältigte sie rasch. Drei wurden gefesselt. Einer davon warf sich schließlich auf den Boden des Wagens. Man beachtete es nicht und fuhr ab.

„Mein Zug nach Halberstadt geht um zwei Uhr". versuchte Eduard sanft zu protestieren.

Aus der Kette der die Gesellschaft dicht umschließenden Beamten antwortete einer: „Der fährt das ganze Jahr."

Die Fahrt zum Alexanderplatz war unerquicklich. Man stand so dicht gedrängt, daß es fast unanständig war. Der am Boden liegende Strolch trat nach den Stiefeln und Knöcheln der anderen. Die Dämchen benahmen sich recht unflätig. Zwei unrasierte Männer rissen unter dem Vorwand, sich festhalten zu müssen, an Eduards Kleidern herum.

Als sich Eduard das verbat, bekam er einen Tritt gegen das Schienbein. Emmy weinte fassungslos. Ein Bursche mit einer Schmalzlocke kniff sie zutraulich in die Wange und fragte: „Du machst det woll zum ersten Mal, Kleene, wat!?"

Auf dem Alexanderplatz saßen in einer sehr kahlen, nach Lysoform riechenden, großen Stube ein paar verschlafene Beamte vor vielen blauen Mappen. Der Reihe nach wurden die Verhafteten, denen man vorher die Taschen durchsucht hatte, vorgeführt und vernommen. Als Eduard und Emmy dran kamen, ergab es sich, daß man bei einem der Burschen bereits Eduards Ausweis, Straßenbahnkarte mit Bild und Mitgliedskarte des Gesangvereins „Eintracht" gefunden und daß eine der blonden Huldinnen Emmy das Täschchen abgenommen hatte, in dem sich ihr Frisierabonnement neben einigen lieben Briefen Eduards aus den letzten Wochen befand.

So wurden Eduard und Emmy entlassen. Aber es war ihnen nicht wohl zu Mute. Schweigend gingen sie die nur wenig bevölkerten Straßen entlang. Plötzlich sagte Eduard — es war schon im Angesicht des Denkmals des Alten Fritzen — „Man soll's nicht glauben —" Und dabei fuhren seine Hände den Rumpf und die Hüften entlang. „So ein Spitzbube, hat mir doch meinen Mantel bald in Fetzen gerissen. Die ganze Tasche —" Er stockte: „Was hab' ich denn da eigentlich in der Tasche?" Höchst erstaunt zog er etwas Längliches, Glattes aus dem zerfetzten Tuch. Schillernde kleine Kugeln zur Kette gereiht, Perlen.

„Aber das sind ja — echte Perlen!" Emmy sah das sofort, als sie die Kette durch die Finger gleiten ließ. Auch das Saphirschloß war echt.

. . . Zwei Stunden später auf dem Fundbureau sagte der Beamte: „Gestohlen natürlich. Nein, nein — nicht von Ihnen. Sie haben sie mir ja selber gebracht. — Halloh, hier ist übrigens schon die Abbildung!" Er nahm unter einem Briefbeschwerer allerlei Papiere hervor und suchte. „Hier, sehen Sie, ganz genau das Stück. Fünfundsiebzig Perlen, wie Sie richtig gezählt haben. Das Schloß — ein Saphir. Fünftausend Mark Belohnung für den Wiederbringer."

„Für den —? Erlauben Sie, — bin ich — sind wir — das?"

„Nun, wer denn sonst? Der Kerl, der das Schmuckstück gestohlen hat, wollte es wohl verkaufen. Als die Streife kam, konnte er es nicht schlucken. Versucht hat er es sicher. Und wegwerfen konnte er es auch nicht auf dem Wagen. So steckte er es Ihnen in die Tasche. Und Sie haben es abgeliefert. Also bekommen Sie und Ihre Braut die fünftausend Mark."

„Braut", hatte er gesagt. Der Herr Wachtmeister hatte „Braut" gesagt. Eduard hatte sie noch nie so zu nennen gewagt. Braut!

„Und gestern haben wir noch Abschied gefeiert, Herr Wachtmeister!" sagte er mit erstickter Stimme. „Aber jetzt — jetzt, Herr Wachtmeister — ich muß — ich muß Ihnen einen Kuß geben!"

„Mir nicht, Herr —! Aber dem leckeren Frauenzimmerchen da! Man los . . . Herzlichen Glückwunsch!"

Die endlose Reliquie.

„Ein Stück von Lindberghs Ozeanflugzeug."

„Wenn Sie mir versprechen, niemand ein Wort zu verraten, werde ich Ihnen etwas ganz Besonderes zeigen," vertraute eines Tages im vorigen Monat der 32jährige Handelsvertreter Gaston Pinjalet der Hausbesorgerin des Hauses, in dem er wohnte, an. Nachdem die Hüterin des Hauses alle Eide geschworen hatte, daß sie sich eher ihre Zunge würde herausschneiden lassen, bevor sie sich das Geheimnis entreißen ließe, zog Pinjalet aus seiner Tasche ein Stück dünnen, gelblichen Leinens, das sorgfältig in Seidenpapier gewickelt war. „Es ist nicht sehr groß, hat aber einen

unschätzbaren Wert," erklärte ihr der Handelsvertreter, den mit Öl beschmutzten Fetzen hin- und herdrehend. Die brave Hausbesorgerin verstand von alledem nichts. Nun wurde Pinjalet deutlicher. „Ich war in Bourget an dem Abend, als Lindbergh ankam. Ich konnte mich an seinen Apparat heranmachen und riß dieses Stück Tuch weg, um ein Andenken zu haben . . . ja, ja, das ist ein Stück von der Leinwand des Aeroplans Lindberghs . . . Sie können sich denken, wie stolz ich darauf bin. Aber, wenn man wüßte, daß ich eine solche Trophäe besitze, würde ich nicht eine Minute Ruhe haben." Nun war die Hausbesorgerin sehr neugierig und betrachtete den Fetzen mit Ehrfurcht und tiefem Interesse. Sie versprach nochmals, keinem Menschen ein Sterbenswörtchen von Pinjalets Schatz zu sagen.

Vierundzwanzig Stunden später bekam Pinjalet den Besuch einer Nachbarin, die unter vielen Entschuldigungen ersuchte, das Lindbergh-Andenken sehen zu dürfen, und schließlich mit der großen Bitte herausrückte, ein kleines, nur ein ganz winziges Stück der Reliquie ihr abzutreten. „Was glauben Sie! . . . Ausgeschlossen!" schrie Gaston Pinjalet. Die Besucherin hat jedoch immer eindringlicher und schließlich ließ sich der Handelsvertreter erweichen und schnitt einige Zentimeter von dem Fetzen ab. Er überließ sie der Nachbarin um den bescheidenen Preis von hundert Franken. „Es blutet mir das Herz dabei, aber Ihnen zuliebe opfere ich ein Stück der teueren Reliquie," versicherte er. Am nächsten Tage erschien bei Pinjalet ein Nachbar und bat um ein Stück von dem Andenken. Nach langem Zögern gab Pinjalet, nur um nicht ungefällig zu erscheinen, dem Drängen des Nachbarn nach und stutzte wieder ein wenig seine Trophäe. In der nächsten Woche waren es mindestens zwanzig Reliquienjäger und noch mehr täglich, die Pinjalet aufsuchten und dem „Verzweifelten", aber „zu Opfern Bereiten" einen schmalen Streifen des Fetzens abbettelten. So verkaufte der Handelsvertreter im Laufe einiger Tage für hundert bis fünfhundert Franken so viele Leinwandstückchen, daß man mit ihnen den ganzen „Spirit of Saint-Louis" hätte bedecken können. Und er verkaufte immer weiter und weiter, jeden mit aufgehobenen Händen anflehend, ja nur niemand etwas zu sagen, weil er seine Ruhe haben möchte.

Aber das Unglück wollte es, daß mehrere überglückliche Käufer dieser Lindbergh-Reliquie miteinander bekannt waren und sich beeilten, einander Mitteilung von der seltenen Kaufgelegenheit zu machen; nicht, um dem anderen eine günstige Quelle zu nennen, sondern um sich an der Wut des anderen zu weiden, der nicht so glücklich gewesen war, den wertvollen Schatz zu erwerben. Aber je öfter sie die Geschichte erzählten, desto längere Gesichter bekamen sie: sie alle hatten von Pinjalet ein Stück Leinwand von Lindberghs Apparat gekauft. Sie gingen nun der Sache nach, forschten noch mehrere Käufer aus und als alle diese ihre Leinwandstücke zusammentrugen, zeigte sich, daß es genug Stoff war, um gleich zwei oder drei Aeroplane zu überziehen.

Natürlich wurde eine Strafanzeige erstattet. Ein Polizeikommissar begab sich in die Wohnung Pinjalets und fand dort einen Ballen Aeroplanleinen von mehr als vierzig Meter Länge, der bereitlag, um die Bedürfnisse der Liebhaber von Lindbergh-Reliquien zu befriedigen. Mitsamt dem Leinenballen, der als corpus delicti dienen wird, wurde Pinjalet auf die Polizei gebracht und dann ins Untersuchungsgefängnis gesteckt, wo er genug Zeit haben wird, über die Gefahren der Aviatik nachzudenken.

Bunte Chronik

* **Die Reiterattacke der Fischerboote.** Der Beluga, eine an der bretonischen Küste heimische Störart, ist im Gegensatz zu seinem nützlichen russischen Namensvetter, dem Lieferanten des feinen Belugakaviars, ein großer Schädling der Fischerei, da er jedes auch noch so starke Netz zerreißt. Seit langem schon waren auf den Belugafang Belohnungen ausgesetzt, und der Fisch wurde schonungslos verfolgt. Der Krieg hat den Belugas eine lange Ruhezeit gelassen und ihnen zu solcher Ausbreitung verholfen, daß sie heute geradezu eine Gefahr geworden sind. Die Behörden haben die Prämien auf die Tötung der Schädlinge wohl aufrecht erhalten, aber versäumt, sie der Frankenentwertung entsprechend zu erhöhen. So ist die gewerbmäßige Jagd auf den Beluga, die vor dem Krieg Hunderten Brot verschaffte, ganz eingestellt worden. Die Vernachlässigung der Belugabekämpfung gab jetzt sogar zu einer Interpellation in der Kammer Anlaß. Man forderte Wiedereinführung lohnender Fangprämien und weitgehende Unterstützung der Fischer selbst in ihrem Kampfe gegen die Schädlinge. Verschiedenen Fischern war es gelungen, Belugas von ihren Booten aus mit lanzenartigen Geräten zu töten. Die Kammer hat daher die Überlassung aller überzähligen Kavallerielanzen an die Fischer gefordert und auch zugesagt erhalten. Man wird jetzt jeden Fischer mit einigen Lanzen ausrüsten und dann das interessierte Schauspiel erleben, wie die friedlichen Leute auf ihren Booten gegen die Belugas Attacke „reiten".

*

* **Recht geheimnisvoll!** Kipling erwähnt in seinen Schriften mehrfach den sagenhaften Gipfel des Berges Jakko bei Simla (Indien) und den darauf befindlichen kleinen Tempel eines Eremiten. Besonders dieser Tempel, der überlieferungsgemäß von heiligen Affen und einem uralten Priester bewacht wird, gehört zu den größten Sehenswürdigkeiten der ganzen Gegend. Der Alte trägt als „Wächter des Saddhauses" einen wallenden gelben Mantel, dem übernatürliche Kräfte innewohnen sollen. Vor einiger Zeit starb nun der bisherige Priester im ehrwürdigen Alter von 102 Jahren. Als sein Nachfolger gilt seltsamerweise kein Inder, sondern ein Europäer namens Charles de Rusette, der sich bereits im Jahre 1870 die Würde eines Saddhauswächters zulegte. Er bezeichnet sich als Franzosen und gibt an, sein Vater sei der Enkel vom Leibbarbier des letzten Königs von Oudh gewesen. De Rusette wurde christlich erzogen, brannte dann mit zwanzig Jahren von Hause durch und lebte seitdem ein halbes Jahrhundert in strengster Askese unter buddhistischen Mönchen. Jahr für Jahr hat er sich an den Wanderungen indischer Wallfahrer beteiligt, sich mit glühenden Zangen heilige Zeichen in seine dürren Arme brennen lassen, und ist nun angeblich so weit abgeklärt, daß er künftig im gelben Mantel auf dem Jakkoberge Dinge weissagen wird, von denen sich die Schulweisheit seiner Mitmenschen nichts träumen läßt. In Indien geschehen nach wie vor seltsame Zeichen und Wunder, auch wenn einige Priester — europäischer Herkunft sind.

*

* **Ein Sparsamkeitsrekord.** James Miller, ein junger Nordamerikaner, wollte alle bisherigen Rekorde im Sparen übertrumpfen. Er legte seinen ganzen Lohn als Fabrikarbeiter auf die hohe Kante und verdiente sich sein Essen und andere Lebensbedürfnisse durch nächtliches Tellerwaschen in einem Gasthaus. Um nichts für seine Wohnung ausgeben zu müssen, schlief er nachts in einem Untergrundbahnhof. So hatte er in vier Monaten fünfhundert Dollars zurücklegen können. Doch gerade seine übertriebene Sparsamkeit sollte ihm zum Verhängnis werden. Die Polizei nahm ihn nämlich wegen Vagabundierens fest, und er erhielt eine Geldstrafe von — fünfhundert Dollars.

*

* **Mord am Telephon.** Der Newyorker Rechtsanwalt Peter Olde plauderte gerade mit seinem Klienten Meisterknecht am Telephon, als er plötzlich zwei Revolverschüsse im Telephon hörte. Dann hörte er ein kurzes Röcheln — und dann wurde alles still. Der Rechtsanwalt rief einen Nachbar seines Klienten an, bat ihn, zu Herrn Meisterknecht zu gehen und sich über den Vorfall zu erkundigen. Der Nachbar läuft sofort zu der Wohnung Meisterknechts, stößt an der Haustür an einen Zwerg, der sich schnell entfernte und an dessen Verfolgung der Nachbar gar nicht denken konnte. Als er in die Wohnung Meisterknechts eindrang, fand er ihn in einer Blutlache tot liegen. In seiner Hand hielt er noch den Telephonhörer. — Man könnte glauben, es handele sich um eine mittelmäßige Kriminalgeschichte, wenn es nicht nackte Wirklichkeit gewesen wäre.

Lustige Rundschau

* **Das schwere Deutsch.** Es gibt da einen Feuilletonisten, der, soll man nun sagen, trotzdem oder soll man sagen, weil er einen entsetzlichen Stil schreibt, die verblüffendsten Erfolge hat. „Ich habe ein Bändchen meiner Sachen zusammengestellt," sagte er neulich zu seinem Freunde, „das wird jetzt ins Französische und Englische übersetzt." „Gratuliere," sagte der Freund. „Und wann willst du es ins Deutsche übersetzen lassen?"

* **Zu viel Geist.** Als jemand Poinsenets Geist rühmte, meinte Sophie Arnould: „Ja, er hatte so viel Geist im Kopfe, daß der gesunde Menschenverstand keinen Raum mehr darin finden konnte."

Verantwortlicher Redakteur: M. Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.